Sprachpolitische Erinnerungen

Autor(en): **Schürch, Ernst**

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **38 (1942)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

R 7081 Beilage zu: Rundschau .. 1942

Ernst Schürch

Sprachpolitische Erinnerungen

Als Chefredaktor des „Bund", in Bern, im politschen Zentrum der viersprachigen Schweiz, hatte Ernst Schürch wie wenige Gelegenheit, sprachpolitische Erinnerungen zu sammeln. Launig und anregend plaudert er über das „Französisch in Bern", „Die Sprachgrenze" und die „Verwelschung der Bundesbahnen". Weltkriegserinnerungen an Verdun und Aufenthalte in Nordamerika und in der Tschechoslowakei geben Anlaß, sprachpolitische Lehren zu ziehen. Er kommt zur Erkenntnis, die beste Sprachpolitik sei, die Sprache zu pflegen, aber sie nicht zu politisieren.

Verlag Paul Haupt Bern

Der Deutschschweizerische Sprachverein

ladet Sie zum Beitritt und zur Mitarbeit ein.

Er ist ein Bund von Schweizerbürgern zur Pflege und zum Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz.

Er will Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken und die Rechte der deutschen Sprache auf schweizerischem Boden wahren.

Seine Mitglieder machen sich zur Aufgabe, beim eigenen Gebrauch der Mundart wie der Schriftsprache auf Reinheit, Eigenart und Schönheit des Deutschen zu achten, in ihrer Umgebung für diese Bestrebungen einzutreten und ihnen Freunde zu werben.

Der Verein ist politisch und kirchlich unbedingt parteilos. Er bekennt sich zum Grundsatz besonnenen Maßhaltens und verwirft alle Übertreibungen.

Der Jahresbeitrag von gegenwärtig vier Franken berechtigt zum kostenlosen Bezug der regelmäßigen Veröffentlichungen des Vereins (der „Jährlichen Rundschau" und der zweimonatlichen „Mitteilungen").

Auf Wunsch senden wir Ihnen die letzterschienene „Rundschau" und die nächsten drei Nummern der „Mitteilungen" unentgeltlich. Anmeldungen sind zu richten an die Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich), die auch weitere Auskunft erteilt.

Ernst Schürch

Sprachpolitische Erinnerungen

Verlag Paul Haupt / Bern 1943

1943. Bs. * 1274.

Copyright by Verlag Paul Haupt Bern 1943

Printed in Switzerland

Genossenschafts-Buchdruckerei Bern

Inhaltsverzeichnis

Seite

I. Französisch in Bern 5

II. Die Sprachgrenze 9

III. Verwelschung der Bundesbahnen 15

IV. Grammatik unter Granaten 19

V. In der Neuen Welt 28

VI. Deutsch und Tschechisch 36

VII. Im Dienst des Geistes 46

I.

Französisch in Bern.

Die vielen französischen Ladenschilder geben Bern eine übertrieben dick aufgetragene welsche Schminke, und es mag in andern Städten der deutschen Schweiz auch so sein. Bern hat aber seit je ein besonders enges Verhältnis zum Welschland. Lang bevor es in den „Bund oberdeutscher Lande" eintrat, wie die Eidgenossenschaft früher hieß, hatte es einen Bund im Westen gegründet und wurde im Lied gepriesen als „Burgundens crôn". Es stand auf dem burgundischen, nicht dem alemannischen Ufer der Aare, auf der Lausanner-, nicht auf der Konstanzerseite der Bistumsgrenze. Es hatte immer die lockende blaue Linie des Juras vor Augen, und dorthin, der Sonne nach, hat es vor allem seine Politik gerichtet. Also über die Sprachgrenze hinaus.

Reichsdeutsche, und gar Mitglieder des Deutschen Sprachvereins, die herkommen, um das „Bollwerk an der Südwestmark" der deutschen Sprache zu besichtigen, schütteln den Kopf ob dem Französischen im Straßenbild, und sie schließen, das Bollwerk sei morsch, halte dem französischen Sprachimperialismus nicht stand, gebe deutschen Boden preis.

Dieser Schluß ist falsch. Gewiß hat die französische Sprache in Bern sozusagen Burgerrecht erlangt, und zwar lange bevor es als Bundesstadt allen Landessprachen zu gehören begann. Die Regimentsfähigen der weiland Stadt und Republik Bern sprachen in den letzten Zeiten der alten Herrlichkeit unter sich französisch und hoben sich damit ab vom gewöhnlichen Stadtvolk. Doch haben sie nicht eigens um des Hochnäselns willen zu welscheln angefangen. Grund und Anfang sind natürlicher.

Bern tat 1536, also 21 Jahre nachdem angeblich die schweizerische Neutralität und das territoriale Selbstgenügen der Eidgenossen bei Marignano begonnen hätten, den Zug, der vielleicht am tiefsten in die Weltgeschichte eindrang und unbestreitbar der Eidgenossenschaft den größten Landgewinn brachte (denn fast die ganze welsche Schweiz wurde damit gewonnen): um die Freiheit Genfs und damit die internationalste aller Reformationen zu retten, eroberte und reformierte Bern das Waadtland und gab damit der Stadt Calvins einen sichern Rücken, ohne den sie nach menschlichem Ermessen unbedingt verloren gewesen wäre. Nun mußte Bern das gewonnene Land verwalten. Seine Amtsleute saßen zumeist acht Jahre auf ihren Vogteien, lang genug, damit ihre Kinder ins Welsche hineinwuchsen. Das Wort „Muttersprache" ist schön; aber vielleicht war die Gouvernante am Sprachunterricht auch beteiligt, und noch mehr vorzusagen haben zumeist die Spielkameraden; all das sprach aber französisch. Wenn schließlich Landvogts mit Train und Troß heimzogen, dann wurde an der Junkerngasse von Herrschaften und domestiques leicht weitergewelschelt. Der Kultureinfluß in Frankreichs königlicher Glanzzeit, der Kriegsdienst am Hof der Bourbonen und welsche Heiraten entwickelten und befestigten die Sondersprache der herrschenden Geschlechter. Haller trauerte umsonst der Zeit der biderben Alten nach; Victor von Bonstetten, einer der feinsten Geister der Schweiz, gehört zum französischen, nicht zum deutschen Schrifttum.

Was oben geübt wird, gilt unten als vornehm, und man macht eine Mode daraus. Moden kommen ja vom Sitz des «comme il faut» ins Volk. Freilich fiel es dem stadtläufigen Berner nicht ein, seiner Mundart den Abschied zu geben. Aber ein bißchen Französisch nach außen kehren, etwa auf einer „Taffäre", wie bernisch Geschäftsschilder auch dann heißen, wenn keine Taverne dahinter steckt, das konnte einer wohl wagen; vielleicht schielte er nach der Kundschaft der Patrizier und ihres teilweise welschen Gesindes.

Die braven Leute aber, die auf der Schattenſeite des ariſtokratiſchen Diſtinguierens ſtanden, die Diskriminierten, wie man heute ſo ſchön ſagen würde, was antworteten ſie auf die welſchen Anrufe der Geſchäftsſchilder? Der Volksmund hat ſich etwas gepfiffen auf die welſche Mode. Und er pfeift immer noch. Die Nachkommen der einſt regierenden Familien wurden im 19. Jahrhundert gern die « ci-devants » geheißen, und nannten ſich ſelber gelegentlich ſo. „Sideſtrümpfler" überſetzte der Mann in der Straße. Das Patriziat pflegt ſeine Überlieferungen u. a. in der « Grande Société », der das « Hôtel de Musique » gehört. Im Plainpied des Hauſes (man ſagt da nicht deutſch „Parterre") iſt das « Du Théâtre », vor dem letzten Umbau « Grand Café du Théâtre et Restaurant français » geheißen. Es gibt in Bern noch andere ſolche Du, De la und Des auf Wirtshausſchildern; aber das Du Théâtre iſt das Dü aller Dü und wird daher vom Volksmund ebenſo einfach als doppelt „Düdü" genannt. In dieſem dadaiſtiſch einfältigen Wort pfeift ein Spottvogel: Düdü! — aber er pfeift nicht auf das Haus, nur auf das Welſch.

Und darauf hat ſich das Stadtvolk von Bern von altersher ſeinen Witz gemacht. Schon Urgroßmutter hat in ihrer Jugend den Scherz von den Bohnen gehört. Eine Hausfrau brachte einen Korb voll in einen Laden: „Weit-er ſo guet ſy u die deere". Als man ihr ſagte, ſie ſei damit am falſchen Ort, hier werde kein Gemüſe gedörrt, fragte ſie: „warum ſchrybet-er de Bohnedeeri a eui Tür?" Dort ſtand « Bonneterie » — „Strickwaren" hätte den Irrtum verhütet. In Bern gibts ein Kornhaus, darunter den Kornhauskeller, und davor den Knechtenmarkt, wo ſich an gewiſſen Tagen ſtelleſuchende Landarbeiter einfinden. Fragt einer den andern, ſeit wann man « Café » mit einem Vau ſchreibe. Nämlich: das Wort „Kornhauskeller" genügt für Bern nicht. Darum lieſt man dort auch « Grande Cave ». Und da es eine Wirtſchaft iſt, ſo meinte der denkende Menſch, es müſſe Café heißen. Ein anderer Mann vom Lande

erzählte, als er von Bern zurückkam, man wisse in der Stadt bald nicht mehr, wie dumm man tun wolle. Da schreibe einer See mit C. — Wo? — He, an der Gerechtigkeitsgasse, bei der Wirtschaft zum Comersee. — Es war das Café du Commerce.

Hässig sind solche Scherze nicht; es steckt der echte Humor darin, der sich auch gegen den Humoristen selber richtet; aber die Ablehnung einer schon geschäftlich anfechtbaren Geschäftsmode und der Vorwurf sprachlicher Afferei sind doch zu spüren. Der Mann in der Straße antwortet mit guter Laune, aber doch deutlich genug den an ihn gerichteten fremdsprachigen Anrufen. Es ist so etwas wie Sprachpolitik des Volksmundes gegen die von einer Klassenpolitik ausstrahlende Sprachmode.

Man findet ähnliches auf dem Lande. Der erste, der in einem Kurort des Berner Oberlandes sein Eßwarengeschäft « Comestibles » nannte, hieß im Dorf von Stund an „Gummistiefel". Die Fremden werden davon nichts bemerkt haben; dagegen hatten auch sie ihren Spaß, als sie vor Jahren an einem kleinen Hause zwischen Thun und Interlaken lasen: « Five o'clock den ganzen Tag ».*

---

* Zu was für Irrtümern diese Aeußerlichkeiten führen können, zeigte sich 1910, als der französische Präsident Fallière sich anschickte, die Schweiz zu besuchen und die « **France militaire** » dazu schrieb: „Herr Fallière wird in Bern und überall mehr Reisende antreffen als Einwohner; an den Straßen wird er nur deutsche Gasthöfe sehen und von hundert Leuten, die ihm begegnen, werden wenigstens fünfzig Germanen sein. Er wird so das Riesenwerk bemerken, das sie und ihr Sprachrohr, der Deutschschweizerische Sprachverein, zustande gebracht haben." (Dieser gefährliche Sprachverein war damals sechs Jahre alt und hatte in Bern noch keinen Zweigverein; er zählte 150 Mitglieder und besaß ein Vermögen von nicht ganz 524 Fr.!) Der tschechoslowakische Gesandte in Bern veröffentlichte 1922 in der „Prager Presse" einen Bericht über seine Beobachtungen am staatlichen Leben der Schweiz, auch an unsern Sprachverhältnissen, und glaubte „eine stetige, ganz zwanglose Romanisierung der Schweiz" feststellen zu können. A. St.

II.

Die Sprachgrenze.

Es gab und gibt also gewiß viel unnütze und geschmacklose Fremdtümelei bei uns. Aber Boden verloren hat die deutsche Sprache darum im bernischen Bereich nicht. Das Gegenteil ist wahr. Ohne Berns Westpolitik wäre sicherlich Freiburg nicht zur Eidgenossenschaft gekommen; sein Eintritt hat aber an der Saane die deutsche Sprache befestigt. Die Stadt war 1481 zum größern Teil welsch. Nun wurde das Deutsche herrschend, und führende Familien, die heute noch ihre Stellung in Politik und Gesellschaft wahren, nahmen deutsche Namen an, wie die Von der Weid, ehemals Du Pasquier. Ludwig XIV. anerkannte auch keine welschen Eidgenossen, unsere Fribourgeois hatten in Paris deutsch aufzutreten. Das ging bis zum Einbruch der französischen Revolution. Seither sprechen die Von der Weid wieder französisch. Aber Bern kann gewiß nichts dafür.

Doch schon die deutschfreiburgische Landschaft hat standgehalten. Montelier (Muntelier) bei Murten hat nicht einmal einen deutschen Namen; seine alten Geschlechter wie die Dinichert aber sind Deutschschweizer, obwohl der französische Ursprung ja außer Frage steht. Es gibt zwei Stücke Bernerboden im Murtenbiet, Münchenwiler und Clavaleyres, wie die Namen andeuten eine deutsch- und eine welschsprechende Siedlung. Aber auch Münchenwiler war einmal welsch, bis einmal im 17. Jahrhundert der Landvogt keinen französischen Schulmeister fand und darum einen deutschen anstellte. Damit kippte die Waage auf die deutsche Seite, und das frühere

Villars-les-Moines wurde mit dem ersten Namen Münchenwiler. Gurbrü, östlich Kerzers, sitzt mit seinem fremden Namen tief im deutschen Gebiet drin und spricht deutsch wie die Umgebung. Der Name wird, ob mit Recht steht dahin, abgeleitet von Cour de la brue, Brauthof. Deutsch spricht man in Altefülle, das sich richtig römisch Altavilla schreibt und nordöstlich von Murten liegt. Also daherum hat die deutsche Sprache Boden gewonnen und nicht verloren.

So auch am Bielersee. Dort war einmal sogar Twann welsch; es hat ja eigentlich auch keinen deutschen Namen; denn Twann ist nichts als douane, Zoll. Der Hohlweg, der zum Berg hinaufführt, das Kros, ist le creux. Noch deutlicher ist der Sprachwandel bei Ligerz, Gléresse. Seine alteingesessenen Geschlechter wie die André und besonders die Flurnamen sind französisch. Also hier ist recht eigentlich französischer Sprachboden. Aber die Menschen, die auf diesem Boden daheim sind, reden deutsch und wollen, wie sich kürzlich bei einem Anlauf zur Neueinteilung der Amtsbezirke gezeigt hat, unter gar keinen Umständen zum welschen Kantonsteil geschlagen werden. Sie gehören auch zu den urchigsten Seebutzen. Und doch ist ihnen wohl bewußt, daß sie einst nicht deutsch waren. Man erzählt eine kleine Geschichte vom Grund des Sprachwechsels: Der Pfarrer von Gléresse hatte eine Baslerin zur Schwiegermutter, der es auf einem Dauerbesuch im hilben Weindörfchen zwischen Berg und See nicht übel gefallen haben soll. Da sie aber die welsche Sprache nicht verstanden habe, sei der Pfarrer auf den Gedanken gekommen, einmal ihr zuliebe deutsch zu predigen; er habe damit Erfolg gehabt und sei dabei geblieben, und mit der Kirche ging immer die Schule.

Solches Umkippen wie in Münchenwiler und in Ligerz ist nur dort zu denken, wo beide Sprachen verstanden werden und auf keiner Seite ein Widerwille oder gar ein völkischer Haß gegen die andere besteht.

Dem Deutſchen überlegen iſt hingegen das Franzöſiſche im Feſthalten der eigenen Bezeichnungen für Ortſchaften des andern Sprachgebietes. Wir aber haben ſeit einem Menſchenalter die deutſchen Namen welſcher Siedlungen bis auf einige Ausnahmen verloren. Früher brauchte man aber den Vergleich auch darin nicht zu ſcheuen. Mein Vater erzählte, wie er 1854 aus dem Emmental in ſein erſtes Welſchlandjahr gegangen ſei. Zuerſt bei Nacht und Nebel nach Bern, wo eben die Genfer Poſt zum Murtentor hinaustrabte. Im Übermut ſeiner 16 Jahre nahm er ſich vor, mit der Poſt Schritt zu halten, und brachte es zuſtande, ſie bei Pferdewechſeln und längern Halten einzuholen. Zuerſt gings nach Murten; dann, ſo erzählte er, kam bald das erſte welſche Dorf, Pfauen, wo man ſchon die Mauern von Wifflisburg erblickte. Er nahm ſich dort Zeit, einer Enthauptung zuzuſchauen, ging dann flugs auf die Poſtſtraße zurück, fand in Peterlingen die Kutſche wieder und wanderte dann ſchwingenden Fußes über Milden nach Loſanen, wo er gerade noch ſah, wie die Poſt gegen die Côte genfwärts abbog, während er durch das Ryf nach Vivis ſchwenkte. Von all dieſen deutſchen Namen lebt unter uns ältern Bernern noch Vivis, und unter den deutſchen Nachbarn von Faoug noch Pfauen. Schade um das ſchöne Wifflisburg, Sprachdenkmal gewiß des Alemannenhäuptlings, der Aventicum erſtürmt hat. Auch ich habe in meiner Jugend dieſes Wort gebraucht; Peterlingen war auch noch nicht ausgeſtorben; Iferten, wie der gute Peſtalozzi ſchrieb, war ſelbſtverſtändlich. Aber würde heute ein Brief mit Milden ſtatt Moudon von der welſchen Poſt richtig zugeſtellt? Nicht ſo ganz ſicher, wie ein Brief nach Soleure oder Bâle.

Man ſollte glauben, daß die Deutſchſchweizer, die dem Welſchland zunächſt wohnen, zuerſt auf die deutſchen Namen verzichten würden. Aber es iſt umgekehrt. Der höchſte Berg des Jura heißt in der Stadt Bern Chasseral. Schon im Amtsbezirk Aarberg, um ein halb Dutzend Wegſtunden näher an

der Sache, hört man „Geſtler“. Bieler mögen zuweilen einen Sprachſalat anrichten und ſelber darüber ſpotten (ſie haben fremde Ironie nicht nötig): „Der train fahrt am zähni vingt-trois“; aber wenn ſie überhaupt deutſch zu ſprechen denken, dann ſagen ſie ſicher Leubringen, Magglingen, Ilfingen und Friedliswart, und nicht, wie das in der Preſſe der deutſchen Schweiz hochkommt: Evilard, Macolin, Orvin, Frinvillier. Höchſtens macht das drollige Büderich dem welſchen Péry Platz. Deutſchberner, die im Jura leben, reden unter ſich von Dachsfelden, Rennendorf, Reckenswiler, während in Bern mehr und mehr nur noch Tavannes, Courrendlin, Réconvilier bekannt ſind. Hingegen ſind wir Berner einig, daß man in deutſcher Rede Neuenſtadt und Neuenburg zu ſagen hat, und unſere Wegweiſer zeigten (jetzt ſind ſie weggenommen) dieſe Namen und nicht die welſchen. In Zürich aber hört man Neuveville und Neuchâtel, und in Berlin ſogar Neufchâtel. Die ganze Schweizerpreſſe aber ſagt ſo ſchlecht wie der Sender Beromünſter: Sarine! Die Leute wiſſen nämlich nicht, daß das die Saane iſt, ein Bernermeitſchi, das wie andre auch ein wenig ins Welſchland gegangen, nachher aber brav heimgekommen iſt ins Bernbiet.

Einmal erſchien eine Botſchaft des Bundesrates über die geplante Bahn auf den Mont Cervin. Daß dieſer Mont auf ringsum deutſchem Sprachgebiet ſteht, hat nicht gehindert, daß der zuſtändige Überſetzer den welſchen Namen brauchte. Wahrſcheinlich nur, weil die Bahnſpekulanten Franzoſen waren. Hätte man jenem Büromenſchen das große Geheimnis verraten, es ſei der Berg, den die Engländer Matterhorn nennen, dann hätte er wohl für den deutſchen Text der Botſchaft auch den deutſchen Namen des Berges gebraucht.

Die Welſchen ſind nicht ſo amts- und poſtſtempelgläubig wie wir. Sie halten feſt daran, unſere Dörfer welſch zu benennen. Man kann von Biel aus durch lauter deutſche Ortſchaften wandern und dann davon erzählen, als wenn es durch

das Gros de Vaud gegangen wäre: Von Bienne (Biel) über Mache (Mett) und Boujean (Bözingen) nach Perles (Pieterlen) und Longeau (Lengnau). Dann in den andern Kanton hinüber nach Granges (Grenchen) und Soleure (Solothurn).*

Letzten Winter verunglückte in Tüscherz ein Zug. Die Presse der Westschweiz meldete: grave accident à Tuscherz. In der nächsten Ausgabe eines Lausanner Blattes: « à Tuscherz (Daucher) », in der übernächsten: « à Daucher (Tuscherz) », und schließlich kam noch eine Betrachtung über die Lehren der « catastrophe de Daucher », ohne jedes Tüscherz. Dem Übersetzer der ersten Meldung war der überhaupt kaum mehr gehörte welsche Name unbekannt. Aber die Zeitung beruhigte sich dabei nicht, wird sich mit Recht gesagt haben, ein Dorf links vom Bielersee müsse auch französisch gerufen werden können, fand glücklich das Wort und führte es auf der geschilderten Rampe in die Höhe. Das Unglück brachte Menschen den Tod, aber dem welschen Namen eines deutschen Dorfes die Auferstehung.

Wir brauchen gewiß nicht zu fürchten, welsche Volksgefühle zu verletzen, wenn wir Gegenrecht halten, wie wir es früher getan haben. Das erfuhr der Kommandant einer Artilleriebrigade im ersten Weltkrieg. Er hatte mit den Gemeinden, wo seine Batterien Stellung bezogen, wegen Strohlieferungen zu verhandeln. Da meldete sich ein Mann, er sei der Meier von Bürkis. „Freut mich, Herr Meier, womit kann ich dienen?" Der Mann setzte nochmals an: „Herr Oberst, also ich bin der Meier von Bürkis". Der Herr Oberst nannte nun auch seinen

---

* Als eine Lausanner Zeitung harmlos berichtete, der eben verstorbene bernische Regierungsrat Alfred Scheurer habe in Gampelen gelebt (einem deutschen Dorfe im Seeland), wies sie der sehr angesehene Neuenburger Professor Philippe Godet, Mitglied des Stiftungsrates der Schweizerischen Schillerstiftung und später selber Träger eines Schillerpreises, am andern Tage scharf zurecht: **Champion** heiße der Ort für einen Welschen!

A. St.

Namen und fragte wieder nach dem Begehr des Besuchers. Der rief nun: « Mais mon colonel, vous m'avez fait venir, je suis le maire de Bourrignon! » Er hatte einem deutschsprechenden Eidgenossen in dessen Sprache entgegenkommen wollen, aus einfacher Höflichkeit; aber verstanden haben sich die beiden dann nur auf französisch. Denn wenn einer auch im damaligen Nebenberuf bernischer Regierungsrat war, so war ihm nicht zuzumuten, den deutschen Namen des erzwelschen abgelegenen Dörfleins im Amtsbezirk Delsberg zu kennen, und wenn er es mir nicht selber erzählt hätte, so wüßte auch ich nichts von Bürkis und seinem höflichen „Meier"! Aber politesse statt Politik, das scheint doch an schweizerischen Sprachgrenzen kein schlechter Grundsatz.

III.

Verwelschung der Bundesbahnen.

Und doch kam ich einmal dazu, selber aktive, sogar ein wenig kämpferische Sprachpolitik zu treiben. Es ging um Deutsch und Französisch im Bahnbetrieb. Ein Hinweis in der Zeitung genügte, um den für die Schnellzugsaufschrift « Bâle-Coire » Verantwortlichen begreiflich zu machen, daß es zwischen Basel und Chur amtlich nichts zu welscheln gebe. Ein andermal aber harzte es mit der Vernunft. Ein Bieler Bahnangestellter rief die Hilfe der Presse an. Deutsch und Welsch vertrügen sich nicht mehr; es sei schon zu Tätlichkeiten unter Kollegen gekommen. Schuld sei die Kreisdirektion in Lausanne. Man suche den Betrieb ganz zu verwelschen. Die Schlägerei sei ein Signal, das man nicht übersehen dürfe. Ich riet zur Beschwerde auf dem Dienstweg; aber er schüttelte heftig den Kopf: die sei gar nicht zu wagen, die Kreisdirektion hätte Mittel genug, um einen Mißliebigen kaltzustellen. Auch die Gewerkschaft rege sich nicht, ihre Leiter könnten offenbar einen Sprachenstreit in ihrer Partei nicht brauchen.

Kaum zu glauben! In der Zeit, da die schweizerische Sozialdemokratie international gerichtet war und alles Nationale in Doktrin und Presse ablehnte, sollte in einem sozialistisch geleiteten Verband des Verkehrspersonals ein gehässiger Sprachchauvinismus die Arbeitskameraden entzweien? Kam das als späte trübe Welle des Deutschenhasses oder des französischen Sieges über unsere Grenze? „Wenn die Presse nicht hilft, dann hilft uns niemand", versicherte der Mann.

Kaum war im „Bund“ das Zeichen des Widerstandes aufgesteckt, so gings wie an Zündschnüren den Bundesbahnlinien entlang. Zuerst meldeten sich Beamte und Angestellte vom Hauptbahnhof Bern: Weisungen an das Personal kämen nur französisch nach Bern; Arbeiter, die sie nicht verstehen, müßten sich erst einen Übersetzer suchen. Die welschen Kollegen sonderten sich gehässig ab, auch beim Essen. Dann kamen Bahnhofvorstände vom Lande: man habe ihnen welsche Gehilfen geschickt, die sich weigerten, deutsch zu sprechen. Das Berndeutsch sei gar keine Sprache, sondern nur ein Patois. Wenn die Leute wirkliches Deutsch sprechen wollten, dann wären die Stationsgehilfen geneigt, es zu lernen. Bis dahin werde mit den Bauern französisch gesprochen.

Und dann gab endlich das Oberwallis Laut! Wenn jemals Deutschschweizer sprachlich schlecht behandelt worden sind, dann die Leute oberhalb Siders. Es versteht sich, daß in Bergländern die Sprachen wie laichende Lachse flußaufwärts ziehen, und so erobernd wie das Deutsche am Rhein ist gewiß das Französische an der Rhone bei weitem nicht aufgetreten. Das Französische hat aber schon (und da sind wir selber schuld) den richtigen deutschen Namen des Flusses verpfuschen helfen, der deutschgeboren ist, bei den Gomsern, die an der Wiege stehen und es wissen müssen, „der Rotten“, bei den Franzosen le Rhône und lateinisch Rodanus heißt, also überall, auch im Provençalischen, männlich ist, nur im Schriftdeutschen nicht, weil in dieser Sprache Flußnamen mit unbetontem End-e, wie Aare, Emme, Elbe, weiblich sind, und weil man überflüssigerweise vielleicht auch an Seine, Loire u. dgl. gedacht hat.

Es gibt offenbar Leute, die es schwer ertragen, daß das Rhoneland zuoberst deutsch spricht. Ramuz hat in seinem hymnisch über die Tatsachen wegschwebenden „Rhonegesang“ der Welt kundgetan, das ganze Rhonevolk spreche dieselbe Sprache. Das hat man dann auch noch auf deutsch verkünden müssen, was gewiß nur Deutschschweizern einfallen konnte.

Es hat aber alles seine Grenze, und die Sprachgrenze liegt im Wallis heute dort, wo sie hingehört und wo auch die Römer schon einen Strich zogen: Ad Fines, bei Pfyn, dem Grenzwald. Früher reichte das Deutsche freilich über Siders bis nach Sitten hinunter.

Die Eisenbahn hat ganz natürlich die Sprache der Westschweiz, von wo der Hauptverkehr ins Wallis kam, begünstigt; aber Plan und Absicht zeigten sich erst im Laufe der Jahre.*

Also aus dem deutschen Wallis kam nun die späte, laute Klage über die Verwelschung des ganzen Bahnbetriebes zwischen Siders und Brig. Die Stationen deutschsprechender Ortschaften waren nur französisch angeschrieben: Salquenen, Loëche, Tourtemagne, Rarogne, Viège, und in den Bahngebäuden war nur zu lesen: Caisse, Salle d'attente, Marchandises usw. Dazu die Beschwerden über Zurücksetzung des deutschsprechenden Personals.

Als diese Klagen in der Zeitung erschienen, klingelte es. Der Vorsteher des eidgenössischen Eisenbahndepartementes wünschte meinen Besuch. Als welsches Mitglied des Bundesrates, sagte er, könne er solche Behauptungen nicht übersehen. Es könnte ja scheinen, als ob sein Amtsantritt das Zeichen zur Verwelschung gegeben hätte. Er wünschte Aushändigung des „Materials"; er stellte eine Untersuchung und Maßnahmen, die dem Ergebnis entsprechen sollten, in Aussicht. Ich durfte die Einsender nicht preisgeben, wollte aber das Feuer einstellen, bis die Untersuchung beendigt wäre.

In kurzer Zeit kündigten Departement und Generaldirektion in einer langen Mitteilung der Schweiz. Depeschenagentur an, daß sich die öffentlich erhobenen Beschwerden in der Hauptsache als berechtigt herausgestellt hätten. Die Maßnahmen wurden bekanntgegeben, mit denen eingegriffen werde. Merk-

* Aus dem Widerstand gegen solche Mißbräuche ist 1904 der Deutschschweizerische Sprachverein hervorgegangen. A. St.

würdig nur, daß gewiſſe deutſchſchweizeriſche Zeitungen die amtliche Mitteilung kaum des Druckes wert fanden. Gar nicht merkwürdig aber war, daß ich, kurz zuvor noch wegen einer franzöſiſchen Rede an einem Daveldenkmal von den Waadtländern maßlos verwöhnt, nun ganz andere Weſtwinde um die Ohren hatte. Aber eine ſolche Luftveränderung iſt ausnehmend geſund.

Als die Sprachbeſchwerden der Eiſenbahner in der Zeitung ſtanden, hörte man in der belgiſchen Geſandtſchaft: « Tout comme chez nous ». Selbſt im gerühmten europäiſchen Muſterländchen zankte man ſich über die Sprachgrenzen. Als dann von oben ſo raſch durchgegriffen wurde, da weiß ich nicht, ob das « tout comme chez nous » im Hinblick auf den Graben zwiſchen Flamen und Wallonen wiederholt wurde.

Eine Beſichtigung im Wallis ergab, daß im deutſchen Kantonsteil wieder deutſche Ortſchaftsnamen ſtanden: Salgeſch, Leuk, Turtmann, Raron und Viſp. Nur ein kleines von Klettergrün umſponnenes Nebengebäude trug noch franzöſiſche Bezeichnungen. Hoffen wir, daß die Männer und Frauen von Turtmann trotzdem die richtigen Türen gefunden haben.

Es lohnte ſich, die Sprachenfrage der Bundesbahnen aufzugreifen, weil ſo etwas wie eine Menſchenplagerei daraus geworden war. Nicht als ob ein beſtimmter Boden nur eine beſtimmte Sprache ertrüge. Aber Verkehrsanſtalten ſind nicht zum Schulmeiſtern da, ſondern zum Dienen, und jedem Dorf dient man in Verkehrsdingen am beſten mit der Sprache des Ortes; vor allem aber dient ſich eine Bahnunternehmung ſelber, wenn ſich ihre Leute in allen Sprachen des Verkehrsgebietes freundlich verſtändigen.

Aus dem Volk der Eiſenbahner wurde mir gemeldet, der Zorn ſei nun auf der andern Seite; aber die Sache ſei recht. Inzwiſchen wird der Zorn Zeit gefunden haben, ſich wieder zu legen.

IV.

Grammatik unter Granaten.

Im Januar 1917 läutete mir ein Dienſtkamerad aus Genf an. Er kam eben von der britiſchen Front in Frankreich heim. Er war eingeladen worden durch einen Bekannten, der als Stabsoffizier die Gäſte der Armee zu empfangen hatte. Mein Kamerad ſagte ihm, man ſtoße ſich in der Schweiz daran, daß die Kriegsparteien glaubten, zweierlei Schweizer unterſcheiden zu ſollen, ſo daß die Mittelmächte nur Deutſchſchweizer, die Gegenſeite nur die andern zu Frontbeſuchen einlüden. Wir ſeien ein Volk und namentlich eine Armee. Man habe ihm geantwortet, er möchte einen Schweizer Offizier deutſcher Sprache vorſchlagen. Mein Kamerad verſicherte, es ſei außerordentlich lehrreich, die improviſierte britiſche Armee im Kampf zu ſehen, beſonders Milizoffiziere könnten ſich ein Bild von den Opfern machen, mit denen ungenügende Friedensausbildung im Feuer bezahlt werde. Es ſei ſo viel wichtiges zu ſehen, daß vier Augen nicht zu viel wären, und wenn ich jemand wüßte, mit dem ich gern die Reiſe machen möchte, ſo ſollte ich es melden, er würde einen Doppelvorſchlag weiterleiten.

Mir ſchien es am beſten, mit einem Offizier möglichſt hohen Ranges zu reiſen, und ich fragte den Kommandanten des II. Armeekorps, ob er eine Einladung annehmen würde. Er war dafür begeiſtert und erhielt gleichen Tages den Beſcheid des Generalſtabschefs v. Sprecher und des Generals Wille, daß er einer perſönlichen Einladung Folge leiſten könnte. So kam ich dazu, Herrn Oberſtkorpskommandanten Eduard Wildbolz zum Stellungskrieg im Weſten zu begleiten.

Der Leiter des Hotels Meurice an der Rue Rivoli, wo wir deshalb abstiegen, weil er als Deutschschweizer von der Konkurrenz verdächtigt worden war, nützte die Gelegenheit, um der Pariser Presse mitzuteilen, daß Gäste des britischen Armeekommandos im Meurice eingetroffen seien, ein hoher schweizerischer General mit seinem Adjutanten. Gleich erschien ein Reporterschwarm und bald ein Wagen des französischen Hauptquartiers, der uns zum Generalstabschef Duport und zum Kriegsminister Lyautey mitnahm. Dort wurde ein an die Reise zu den Engländern anschließender Frontbesuch bei den Franzosen vereinbart. Wir wünschten die Argonnen und besonders Verdun zu sehen und schlüpften nachts unter einem von Signalraketen farbig überstrichenen Himmel in die Zitadelle ein. Das war die letzte bewohnbare Unterkunft in der zerschmetterten Stadt an der Maas. Der Festungskommandant ließ uns den Ehrentrunk von Verdun kredenzen, ein winziges Gläschen mit Bier aus dem allerletzten Faß der Stadt. Und unterhielt uns bei Tisch über Verdun in der Geschichte, den Umgehungsmarsch Caesars, den Teilungsvertrag unter den Karolingern; er landete schließlich bei Madame de Staël und Benjamin Constant und damit bei der geistigen Bedeutung der Schweiz, gesehen durch die alte klassische Bildung der Franzosen. Zwischendurch dröhnten schwere Glockenschläge durch die Kasematten: Granaten fielen auf die Festung, deren Felsenkern die Schläge so merkwürdig durch die Gewölbe weiterhallen ließ.

Die erste Nacht in der Zitadelle war recht unruhig. Mehr als die deutschen Granaten dort oben störte deutsche Grammatik nebenan. Die Kojenwände gingen nicht bis zur Decke. Man mußte alles hören, was der Nachbar tat, und mein Nachbar war ein französischer Offizier, der diese Nacht Deutschunterricht genoß und mich mitgenießen ließ. Wie er mit seiner Logik der fremden Sprache beizukommen suchte, diese Mühsal verfolgte mich bis in den Schlaf hinein, so daß ich ehrlich nicht mehr weiß, wo das Gehörte endet und der Faden beginnt, den ich

ſelber weitergeſponnen habe, zwangsweiſe, denn es gab kein Entrinnen. Sicher iſt aber noch der Hauptgegenſtand des Unterrichts: die betonten und unbetonten Vorſilben deutſcher Tätigkeitswörter.

Zuerſt wurde wiederholt, was der Schüler vorher gelernt hatte, intranſitive ſtarke und dazu gehörende tranſitive ſchwache Tätigkeitswörter, wie ſtehen=ſtellen, ſitzen=ſetzen, liegen=legen, hangen=hängen, ſpringen=ſprengen, ſinken=ſenken, trinken=tränken. Es ging flott durch ein Gebiet, wo deutſche Fülle und Klangſchönheit ſich, wie jede Überſetzung zeigte, von franzöſiſcher Dürftigkeit und Unbeholfenheit der Sprache ſaftig abhebt, bis beim Paar eſſen=ätzen der Schüler ſtolperte. Er wandelte brav nach der Regel ab: eſſen, ich eſſe, ich aß, ich habe geeſſen. — Halt! Es heißt gegeſſen. — Warum? — Scheint Ihnen nicht auch, gegeſſen töne weniger hart, als geeſſen? Das wird wohl der Grund ſein für die Ausnahme, die man ſich ein für allemal merken muß.

Irgendwie kam dann die Rede auf erben, und flugs legte der gelehrige Schüler die Formen hin: ich erbe, erbte, habe gegerbt. — Halt! geerbt bitte! Gegerbt iſt etwas anderes, iſt tanné, nicht hérité. Das gäbe eine Verwirrung. — Alſo gut, wird ſich der Franzoſe ſagen, Ausnahme von der Ausnahme. Wenn das zwiſchengeſchobene, die Härte mildernde g zu einem Doppelſinn führt, zieht man den Hiatus vor. Das iſt logiſch.

Ich aber unter meiner Decke kriege ehrlich Angſt, der Nachtarbeiter könnte auf enden, eitern, entern, ſtoßen, und dann gemäß der Regel, die er zu erraten glaubte, gegendet, gegeitert, gegentert ſagen, da hier ja kein Doppelſinn den Wohllaut verböte. Und dann hätte man ihm beizubringen gehabt, daß das wiederum nicht angehe, und er hätte ſich die Ausnahme von der Ausnahme von der Ausnahme zu merken verſucht. Beſſer wäre es geweſen, ihm zu ſagen, gegeſſen ſei einmalig, vielleicht des Wohlklangs wegen eingeführt, aber ohne jede Verbindlichkeit für andere Wörter. Dann aber wäre

das „Warum“ des Schülers unbefriedigt geblieben. Er will das Deutſche erobern mit der Kraft ſeines geſchulten Geiſtes. Soll ich ihm nicht zurufen, man müſſe die deutſche Sprache hören, glauben und nachſprechen, bis einem das innere Ohr aufgehe? Und noch einmal ſchaudert mir vor der Möglichkeit, der Mann könnte auf gehorcht oder geſtanden ſtoßen, wo die deutſche Sprache vollſtändig gleichgültig über den Doppelſinn (écouté - obéi; été debout - avoué) weggleitet. Sollte ſie ſich da wirklich bei gegerbt Skrupeln gemacht haben?

So ließ der Lehrer den Schüler immer zuerſt verſuchen und an ſeinen eigenen Fehlern das Richtige finden. Aber er unterließ es, klar zu machen, daß man die deutſche Sprache nicht aus ihren Regeln, höchſtens die Regeln aus der Sprache lernen könne, hintendrein. Und das war nun wirklich nichts für den Franzoſen. Ein Stück weit konnte er ſich begeiſtern, nicht nur am Glockengeläute der ſtarken mit den Obertönen der ſchwachen Verben: da war Klang, da war auch Ordnung, die den Geiſt durch ſinnvolle Schönheit entzückt. Doch dann kam das Unerklärte, jedem Verſtand Widerſtrebende.

Geradeſo, aber noch viel mehr ſo, ſollte es mit den Vorſilben werden. Als Grundwort diente zuerſt laden. Ob die Tätigkeit ſich auf die Laſt oder auf den zu belaſtenden Gegenſtand bezieht, iſt etwas begrifflich Verſchiedenes, und das Deutſche ſtellt die verſchiedenen Begriffe zur Verfügung, das Franzöſiſche aber nicht. Das verſtand der Schüler ſofort. Aufladen, beladen, beides heißt franzöſiſch charger. Abladen, entladen, beides iſt décharger.

„Beladen, ich belade, ich belud, ich habe gebeladen“. — Nein, das be genügt: ich habe beladen. So auch entladen.

„Aufladen, ich auflade, ich auflud, ich habe aufladen“. — Nein, paſſen Sie auf (ich ſage nicht aufpaſſen Sie): ich lade auf, ich habe aufgeladen, lade ab, abgeladen.

Aber warum geht das anders? (Frag nie warum, in der deutſchen Grammatik, hör, glaub und ſprich nach!) Be, ent, ver

und zer ſind unbetonte; auf, ab, mit, ein, aus, hoch und tief u. dgl. ſind betonte Vorſilben. Sie ſind auch ſelbſtändige Worte und tönen entſprechend voller, als be, ent, ver und zer. Im übrigen hat man ſich einfach das Zerlegen und Neuzuſammenſetzen in den verſchiedenen Zeitformen zu merken. Die unbetonten Vorſilben kleben immer unmittelbar vorn am Stamm. Alſo: ich verreiſe, nicht ich reiſe ver, ich bin verreiſt, nicht vergereiſt; wohl aber reiſe ab, abgereiſt.

Das Franzöſiſche kennt nur betonte und ſtumme Silben (das ſtumme e). Das Deutſche hat betonte und unbetonte, aber auch über- und unterbetonte. Leider kennt es keine ſichtbaren Betonungszeichen, und das macht das Lernen aus dem Buche ſo ſchwer. ... Nehmen wir überſetzen.

Ich ſetze über, habe übergeſetzt. — Sehr gut, was heißt das? — Traduire. — Nein, transborder. Das deutſche traduire geht ſo: ich überſetze, überſetzte, habe überſetzt. — Aber dann wäre ja „über" unbetont, und iſt doch ein ſelbſtändiges Wort und tönt entſprechend voller. — Ganz richtig, aber das hindert nicht, daß es nur den Unterakzent trägt, hören Sie: überſétzen. Iſt es aber übérſetzen, dann gehts wie Sie es verſucht haben, und es geht von Ufer zu Ufer. Und ſo iſts bei unter. Verſuchen Sie es mit unterſchlagen. — Ich unterſchlage, unterſchlug, habe unterſchlagen. — Sehr gut, was iſt das? soustraire, détourner, anvertrautes Gut ſich aneignen. — Es gibt aber ein Unterſchlagen mit dem Oberakzent auf unter, und das iſt etwas ganz anderes. Man kann auf deutſch mit untergeſchlagenen Beinen auf einer unterſchlagenen Kaſſe ſitzen; das ſoll man uns in einer andern Sprache nachtun!

Durch. Verſuchen Sie es mit ſchreiten. — Ich ſchreite durch, habe durchgeſchritten. — Nein, ich bin durchgeſchritten. Regen Sie ſich nicht auf, Sie ſagen ja auch je suis allé, aber j'ai marché. Gut, Sie nehmen an, durch ſei betont. — Ja, es ſcheint mir auch ein Wort für ſich zu ſein. — Richtig. Aber es gibt neben dem durchſchreiten auch ein durchſchreiten, alſo?

Ich durchſchreite, durchſchritt, bin durchſchritten. — Um Gottes=willen nein! Ich habe durchſchritten, gefälligſt. — Aber ſo=eben ... Nein, mein Herr. Soeben hatten wir es mit einem intranſitiven Tätigkeitswort zu tun. Bei ſolchen iſt das Hilfszeit=wort ſein zuweilen am Platz. Aber durchſchreiten iſt tranſitiv, hat ein Objekt, z. B. vielleicht einen Bach: ich habe den Bach durchſchritten. Da gibts nur haben. — Was iſt denn der Un=terſchied zwiſchen beiden durchſchreiten? — Nun, ob Sie den Bach durchſchritten haben oder durchgeſchritten ſind, beidemale kamen Sie gleich naß heraus. — Alſo bei durch iſt es gleich=gültig, ob es betont ſei oder nicht? — Soviel habe ich wieder nicht behauptet. Verſuchen wir es mit ſchießen. Nehmen Sie Ihre Grammatik. Durchſchießen gibt ein Loch darein; durch=ſchießen gibt im Gegenteil neue Blätter in das Buch. Freilich der vom durchgeſchoſſenen Pfeil Tells durchſchoſſene Apfel kriegte doch ein Loch. — Mon Dieu! Sympathieſeufzer von links.

Hin und her, hin und wieder, hin und wider. Betont, na=türlich. — Aber, wie es die Natur der deutſchen Sprache will, mit Unterſchieden. Mit Tücken, wenn Sie wollen. (Bramm! hallt es durch die dunklen Gewölbe). Mit hin und her gehn Sie ſicher, die tragen den Ton zuverläſſig. Wider? Lieber nicht. Widerſprechen Sie, aber ſprechen Sie nicht wider. Wieder aber ſteht mitten drin, bald ſo, bald ſo. Z. B.: Ich komme wieder und Sie wiederholen, was Sie jetzt gelernt haben. So iſts recht. Aber nicht ſo: ich wiederkomme und Sie holen wieder. Wiederholen wäre nämlich etwas anderes als wiederholen. (Uff!)

Doch genug für heute... ja, daß wirs nicht ganz vergeſſen: alles, was wir von der Abwandlung der Tätigkeitswörter mit betonten Vorſilben gelernt haben — halt! nein! nicht alles, aber doch das, was für die einfachen Zeitformen gilt (Präſens, Imperfekt uſw.) darf nur in Hauptſätzen angewendet werden. In Nebenſätzen ſagt man: ich auflade, du hingehſt, er mitnahm, ſie ausging, wir wiederkommen, ihr hergebt, ſie ablehnten, ge=nau wie wenn die Vorſilben unbetont wären. Aber ſie bleiben

auch in dieſer Lage betont. Das iſt eine der gefährlichſten Fallen für redende Romanen. (Ich denke an Bundesrat Motta und Sätze wie etwa den: „Die Zeit wird nicht ſtillſtehen, und wir wollen unſerem Volk zutrauen, daß es gern mitgeht, bis das hohe Ziel, das uns zuwinkt, erreicht ſein wird"). Alſo: daß ich anflade, wenn du hingehſt, ob er mitnahm, wenn ſie ausging, während wir wiederkommen, ſofern ihr hergebt, indem ſie ablehnten. Geben Sie darum immer ſcharf acht, in welchen Satzbau Sie Tätigkeitswörter mit betonten Vorſilben einzufügen haben — Haupt- und Nebenſätze ſind ja auch in der Satzgliederfolge verſchieden. ... Doch das iſt ein anderes Kapitel, und wieder recht ſchwer für Franzoſen. Alſo hören wir auf, weil Sie anfangen, müde zu werden ... oder hören wir auf; denn Sie fangen an, zu ermüden ... weil wir genug haben; denn wir haben genug ... Brramm! kommt das Amen von oben.

Mitermüdet wende ich mich auf dem zerwühlten Pfühl und ſuche mich zu freuen an dem unerſchöpflichen Zuſammenſetzſpiel. Wie doch die um den Stamm hüpfenden deutſchen Vorſilben die Bewegung der Sprache bereichern! Kein Nützlichkeitsverſtand wird die Gründe dieſer Mannigfaltigkeit und all der ſcheinbaren Widerſprüche erfaſſen. Vielleicht ſind ſie rhythmiſch-muſikaliſcher Art. Ich ſumme zur Einſchläferung: „Frag nicht warum". Freu dich, daß dieſe Sprache dein iſt, daß du ſie nicht mehr mit dem äußern Ohr aufnehmen mußt, wie der geplagte Mitmenſch nebenan, ſondern mit dem innern Ohr belauſchen darfſt, wie einen Waldbach, der durch dein Kinderland rauſcht.

Aber draußen geht Donar mit dem Hammer um und haut Akzente auf Verdun, und nach jedem Hieb hört man jetzt ein kollerndes Lachen. Dann dringen dicht umbuſchte Augen durch das nachtſchwarze Gewölbe, das ſich erhebt zum gotiſchen Dom. Der grimme Nordgott durchſchreitet das Kirchenſchiff, angetan mit Calvins Talar und Barett, ſtemmt den langen Schmalbart drohend vom vorgereckten Kinn, beſchreitet die Kanzel (noch ſehe

ich die haarigen Arme lang an der Treppenlehne hinaufgreifen), wirft das Buch herum und donnert: «Ta grâce abonde et surabonde!» Sein Hammer zerſchmettert das Kanzelbord mit einem Schlag auf sur. Er brüllt: „überſetz!" Ich würge an ſtockendem Deutſch und erſticke faſt an der Vorſilbe, und finde nichts, das an geſpannter Kraft und Kürze dem «surabonde» gleichwertig wäre. Ein blechern ſcherbelndes Lachen beſchämt mich. Die deutſche Sprache läßt ſich nicht einmal auf der Regel der Unübertreffbarkeit ihrer Vorſilben ausnahmslos behaften!

Das blecherne Lachen kam wohl vom Frühſtücksgeſchirr in der Küche. Ich entwälze mich mühſam dem ſchwerklebenden Schlaf. Das kollernde Lachen wird verſtändlich durch einen Blick über die Nordflanke der Zitadelle: in dieſer Nacht haben deutſche Granaten die aus titaniſchen Granitquadern aufgebaute Verkleidung des Nordtores zu einem wüſten Haufen heruntergekratzt. Aber der Kern, der gewachſene Fels, der hält. Ungefähr wie die gegen Eroberung durch die Franzoſen furchtbar verſchanzte deutſche Sprache die zornigen Anläufe dieſer Nacht abgewieſen hat. Man ſollte ſie mit Liebe gewinnen. . . .

. . . Wir ſtehen auf dem noch übrig gebliebenen Kirchturm Verduns und drücken die Feldſtecher vor die Augen. Ein ſeidenblauer Vorfrühlingshimmel. Ferngeſchütze jagen hoch über uns miauende Granaten auf das andere Maasufer hinüber. Zuweilen fällt eine auf die Kavalleriekaſerne, von der längſt nur noch Mauerzähne ſtehen. Aber niemand ſchaut dorthin. Ein einziges Bild ſteht in allen Okularen, ein Bild von urgewaltiger Größe: Donar hämmert auf Douaumont. Nach jedem ſchweren Einſchlag ſteigt eine Palme von gelber Erde und grauem Schutt mit weit ſpritzenden Steinen aus dem Boden; eine Weile hüllt ſich das Fort in Dunſt. Dann verzieht ſich der Rauch, und Douaumont iſt immer noch da. Wird wohl wackeln wie Souville, wo uns ein „Poilu" erzählte, man habe die Zimmeruhr der Mannſchaft von Zeit zu Zeit anders hän-

gen müſſen. Das Feſtungsgehäuſe hielt ſtand, aber der Untergrund kam allmählig abhanden.

Auf einmal war offenbar etwas paſſiert. Ich lag am Boden neben Herrn Wildbolz. Hörte nichts als « trois cents soixante », ſah nichts, als daß die Hausmauer vor uns ſich feierlich verneigte und dann in einer Staubwolke zur Erde ging. « Encore un pan de mur ». Dann klopfte mir ein Stäbler auf die Schulter: « C'est très-bien, mon camarade, tout le monde fait cela, c'est votre baptême du feu ». Die Zahl, die ein Offizier ausgeſprochen, galt dem deutſchen Geſchoß, das offenſichtlich auf unſer Standort gezielt war. Der Schuß war knapp 100 Meter zu kurz; ſonſt wäre niemand da, um es zu erzählen. Man war da oben, nach dem Wort eines Vorſichtigen, „allzuſehr nur in Gottes Hand".

Keine der Granaten von Verdun hat uns mehr umgelegt; die Feuertaufe wirkte wie eine Schutzimpfung.

Auch die zweite Nacht war nicht eben erquickend. Die Lüftung der Zitadelle wurde abgeſtellt. Dicke Luft draußen, hieß es. Dicke Luft bald auch drinnen. Da lagen doch viele Tauſende wie Sardinen in einer Büchſe, und das Atmen wurde allmählig zum Wiederkauen des eigenen Körperdunſtes.

Das Schlimmſte aber war der Gang durchs Frontſpital der Gasopfer. Hier lagen ſie ſauber nebeneinander, deutſche Soldaten, franzöſiſche Soldaten, alle transportunfähig, zum Bleiben beſtimmt, mit zerfreſſenen Lungen, ihre Sprache nur ein blaſſes Spiel der Lippen. Die hatten keine Akzente mehr. ... Aber wach waren die Augen, in denen das letzte Leben leuchtete wie Sterne, und dieſe Augen folgten uns von Tür zu Tür mit einer ſtummen Frage, auf die keine Sprache der Welt eine Antwort wußte.

V.

In der Neuen Welt.

Sprachpolitik treiben die Vereinigten Staaten von Amerika aus nationaler Notwendigkeit. An der gemeinsamen Sprache wachsen Einwanderer aus den verschiedensten Rassen und Ländern in die geistige und politische Gemeinschaft hinein. Im letzten Jahr des ersten Weltkrieges stand der Schmelztiegel in Weißglut. Die Oeffentlichkeit erschrak bei der Kunde, daß ganze Regimenter deutschsprechender Amerikaner ausgehoben worden seien. Da stürzte sich die Weiblichkeit auf den Kriegspfad zur Amerikanisierung der Wehrmannsfamilien. „Die mit dem Bindestrich", die Deutsch-Amerikaner, standen unter schwerstem Druck der öffentlichen Meinung und ergriffen jede Gelegenheit, um alle fremden Bindungen abzuschwören und dem Schlagwort « one hundred percent American » (sprich Amurrican) gerecht zu werden. Wir sahen in einer Volksschule in Brooklyn etwas von der nationalen Erziehung von Einwandererkindern. Der deutschgeborene Lehrer machte das nach vorgeschriebenem Plan mit Verstand und Güte. Diese Kinder, sagte er nachher, werden zur Erziehung ihrer Eltern dienen. Wir sahen die Wochenparade der Schule. Ein Knabe pflanzte das Sternenbanner auf, und sechshundert Kinder, die Hand an der Stirn, sprachen im Chor: „Ich gelobe Treue meiner Fahne und der Republik, für die sie steht, der einen unteilbaren Nation mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle."

Die amerikanische Sprache war für diesen bunten Nachwuchs die Trägerin des ganzen neuen Lebens, bis zur Körperpflege und zum gesunden Wohnen und Essen, soweit das durch Be-

lehrung zu fördern ist. Noch gibt es drüben zäh bewahrtes und treu von Geschlecht zu Geschlecht überliefertes Schweizerdeutsch, und ich hörte das mittelhochdeutsche „i was“ (ich war) nur einmal in lebender Sprache, in einer Seitengasse von Wallstreet, wo eine uralte Guggisbergerin die Sprache ihrer Ahnen in der Abgeschlossenheit treuer bewahrte, als die Landsleute daheim. Auch war zu hören, daß auf einer Farm von Eggiwilern in Ohio die heimischen Lieder gepflegt wurden, und daß Besucher aus der Schweiz von den farmhands, lauter Negern, empfangen worden seien mit dem Gesang: „Niene geits so schön u luschtig wie deheim im Ämmital“. Aber es gibt drüben auch ein Deutsch, um das es nicht besonders schad ist. Am Bahnhof von St. Louis wurde ich angerufen: „Wo ist der Tschäpp von Bern? Komm diesen Weg rund.“

Noch fesselnder ist die sprachliche Seite Kanadas, das ich fünf Jahre später in Gesellschaft von Meer zu Meer durchreiste. Wohl verbindet das Englische das ganze Land. Aber darum sind andere Sprachen nicht tot. Sonst wäre es nicht zu erklären, daß in den Lesezimmern der Provinzparlamente von Saskatchewan und Manitoba zum Gebrauch der Volksvertreter Lokalzeitungen in über sechs Sprachen auflagen. Man zählte 1923 im Dominion 85 Sprachen und Sprachzweige. Die hochgehenden Wogen der Amerikanisierung warfen eine Verengländerungswelle über die Grenze. Der Staat wollte Beiträge an Lehrergehälter nur noch dort geben, wo das Englische Unterrichtssprache war. Aber das ließ sich nicht überall durchführen.

Wir stoßen im weiten kanadischen Versuchsfeld der Menschheit auf die urweltliche Erscheinung der heiligen Sprachen. Es gibt wenigstens zwei solche: das Deutsche und Französische.

Die Widertäufer wurden nach dem Niederbruch in Münster schließlich durch Menno weg von der Welt in die Einsamkeit geführt und fanden später Wohnstätten im Dongebiet. Als versucht wurde, sie zu verrussen und zum Militärdienst zu zwingen, konnten sie sich vorläufig durch Zivildienst in den Wäldern von

der Wehrpflicht befreien. In der Bedrängnis verschmolzen sich Sprache und Glaube zu einem untrennbaren Ganzen; die Täufer waren ja in beidem fremd und bedroht. Der Bolschewismus beschleunigte den Auszug nach dem neuen gelobten Lande, Kanada. Den Bischof Joerdo, der sich um die letzten Wanderschübe nach Westen bemühte, trafen wir zufällig im Zuge. Er gehörte zum fortschrittlichen Flügel seiner Gemeinschaft, die sich immer in Alt- und Neugesinnte geteilt hat. (Ich habe noch Alttäufer im Emmental gesehen, die knopflose Kleider trugen.) Er glaubte an Kanada, er hatte nichts dagegen, daß seine Leute neben dem heiligen Deutsch auch das praktische Englisch lernten. Aber andere dachten nicht grundlos, das wäre der Anfang vom Ende, und noch waren nicht alle aus Rußland herübergeholt, als sich schon die ersten Staffeln der Strenggläubigen erhoben, um ein neues Land der Freiheit zu suchen, das ihnen keine Waffen und keine Sprache aufdrängen würde, und wo sie noch einmal eine Wildnis zur Heimat umbauen könnten. Mögen sie endlich in Mexiko die Freistatt gefunden haben für ihren Glauben und ihr heiliges Deutsch!

Ganz und gar nicht ans Auswandern aber denken die kanadischen Franzosen. Auch bei ihnen sind Volkstum, Sprache und Konfession eins. Die französischen Ortsnamen, die sich von La Nouvelle Orléans über St. Louis, Des Moines, Détroit das Becken des Mississippi hinauf erstrecken, sind stolze Landmarken des ersten französischen Weltreiches, aber die Erinnerungen sind tot und die französischen Namen werden angelsächsisch verdorben ausgesprochen. In Kanada aber ist ein schönes Stück Frankreich am Leben geblieben.

Die große kontinentale Provinz Quebec ist sein Stützpunkt. Wohl trifft man auch in den maritimen Provinzen, also auf den Inseln am atlantischen Ufer, viele Leute, die französisch reden oder zu reden glauben. Es scheint aber, nachdem Französisch und Angelsächsisch schon einmal verschmolzen wurden, eine neue Legierung zu beginnen, wobei das Französische den

Sprachrahmen und das Engliſche einen großen Teil des Wortſchatzes liefert. « Squattez-vous » (hockt ab!) und « Avez-vous eu une jolie trippe? » (a trip, eine Reiſe) haben wir leicht verſtanden. Es war bei einem welſchen Arzt in der fernen Steppe Albertas. Aber was ſollte unſereins antworten, wenn er eingeladen würde: « allons boulezayer »? Bull's eye (Bullenauge) nennt der Engländer das Schwarze in der Scheibe, und daraus macht man boulezayer, zur Scheibe ſchießen. Alſo eine Neuſchöpfung, nicht ein bloßes Fremd- oder Lehnwort.

Aber man täuſche ſich nicht und ſei weniger raſch als europäiſche Franzoſen bei der Hand mit dem Ausdruck « anglo-barbarisme ». Das Franzöſiſch Kanadas gleicht dem Schnee. Er wird auf der Straße verunreinigt, während er in den Feldern rein bleibt. Die meiſten Quebeker aber leben abſeits vom Verkehr.

In einem Park von Montreal war zu leſen: « Prohibé de trépasser sur le gazon ». Wer da zu lange ſteht und ſtaunt, der kann von der Verkehrspolizei angerufen werden: « mouve-toé ». Denken wir uns nun eine Unterhaltung zwiſchen einem europäiſchen (E) und einem kanadiſchen Franzoſen (K) über dieſe Amtsſprache, eine Unterhaltung, auf die man drüben recht ſcharf eingeſchult zu ſein ſcheint.

E. Prohibé de trépasser ... glauben Sie, das ſei richtiges Franzöſiſch?

K. Kommt drauf an, wo ſie das Muſter ſehen, in der baſtardiſierten Sprache der Republik dort drüben oder in unſerem guten, alten, echten françois royal.

E. Aber trépasser bedeutet doch ſterben, und das können Sie niemand verbieten, nicht einmal auf Ihrem Raſen.

K. Entſchuldigen Sie. Trépasser iſt transpassare und nichts anderes. Wir können das Wort auch im übertragenen Sinn brauchen, ins Jenſeits hinübergehen. Aber wir haben vor allem den unmittelbaren Wortſinn am Leben erhalten, den man in Paris wie ſo viel anderes gutes Franzöſiſch verloren hat. —

E. Wollen Sie andeuten, daß « prohibé de trépasser » nicht dem engliſchen « prohibited to trespass » nachgebildet ſei?

K. Ja, ſehr gern möchte ich das andeuten. Ich muß nur vorher fragen, wie es eigentlich mit dem Geſchichtsunterricht in Europa beſtellt iſt. Uns ſagte man, wir, die Normannen, hätten 1066 den Engländern die franzöſiſchen Wörter gebracht, die ſie jetzt gebrauchen. Die Engländer haben ſie von uns entlehnt, lieber Herr, nicht wir von ihnen!

E. Aber mouve iſt doch ſicher engliſch « to move ».

K. Noch viel ſicherer iſt es umgekehrt. Unſer mouve wurde engliſch zu move, bewegen. Bitte, was können wir dafür, daß in der Pariſer Verlotterung die Befehlsform von mouvoir verloren gegangen iſt? Wir haben ſie behalten und ſie iſt ſehr nützlich, wie Sie erfahren haben. Wir brauchen uns darum nicht mit dem zirkusmäßig lächerlichen Notbehelf zufrieden geben: « circulez, s'il vous plaît », wie die Pariſer Flics, die andere Augen machen würden, wenn man ihnen wörtlich gehorchen und im Kreis herumgehen wollte.

E. Immerhin, « s'il vous plaît » hat auch ſeine Vorzüge. Wir ſind nicht gewohnt, uns von der Polizei duzen zu laſſen: « mouve-toé ».

K. Da haben Sie vielleicht recht; das iſt einwenig Kolonialſtil, und Sie müſſen ſchon entſchuldigen.

Wäre dieſer Verfechter des françois royal auch im Deutſchen beſchlagen, ſo könnte er beifügen, jener Schutzmann ſei halt ein „Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte".

Es kommt auch vor, daß einer behauptet, das vieux françois ſei jünger geblieben, als die Sprache Frankreichs, und vermöge daher dem Verkehr zu folgen. In Paris habe man engliſche Wörter entlehnt, um einen Eiſenbahnwagen und die Straßenbahn zu benennen: wagon, tramway. In Kanada heißt das « le char », « les petits chars ». —

Für einen Deutschsprechenden ist es vergnüglich, zuzuhören.*

Ein Wunder ist es, trotz allen wirtschaftlichen und politischen Mächten ein Volkstum ohne Stütze aus der alten Heimat so zu erhalten, wie man es in französisch Kanada sieht. Vom Staate preisgegeben, fanden die habitants, wie heute noch die Siedler heißen, deren Vorfahren von Heinrich IV., Richelieu, Colbert aus der Normandie, der Bretagne und dem Baskenland übers Meer geschickt worden waren, ihren Schutz bei der Kirche. Das unwirtliche Land, das sich gegen die Steinwüste von Labrador hin verliert, verlangte und erzog ein wetterhartes Geschlecht, lockte aber wenig Wettbewerber an, und der « Canton des Suisses fribourgeois », der irgendwo in der Landweite vom Quebec liegt, ist schon fast eine Sage. Mein freundlicher Führer, Prof. Cardinaux von der Laval-Universität in Quebec, selber ein Freiburger, wußte nichts Genaues von diesem „Kanton". Die Dorfschaften stehen unter der Führung ihrer Pfarrer. Größere Siedlungen im Westen werden durch Geistliche höhern Ranges zusammengehalten. Der streitbare Erzbischof von St. Boniface in Alberta erklärte uns, man werde sich dem Verengländerungsgesetz nicht beugen, sondern gestützt auf das, was vor mehr als 200 Jahren die englische Krone versprochen habe, den Kampf aufnehmen und sehen, wer der Stärkere sei.

Diese Zuversicht war begreiflich. Die römische Kirche und das französische Volk Kanadas sind die festen Stützen der liberalen Regierung, die immer unerschütterlicher im Sattel zu sitzen scheint, wiewohl das Uebergewicht der Wirtschaftsmacht auf der konservativen Seite liegt. Diese Franzosen haben von allen weißen Nationen die höchste Geburtenzahl. In der gleichen Zeit, in der die englischen Kolonien, die nachmaligen Vereinig-

* Man vergleiche das ausgezeichnete Buch « Voyage au Canada français et aux Provinces Maritimes », Verlag Payot 1919, von Ernest Robert, der eigentlich ein Deutschschweizer namens Robert Ernst ist.

ten Staaten, ihre Bewohnerzahl unter ſtetem Zufluß aus dem Mutterland verfünffachten, ſtieg die Bevölkerung des franzöſiſchen Kanada auf das Fünfundſechzigfache. Prof. Cardinaux ſprach von einem ſeiner Studenten, der den Übernamen Trente-six trug, weil er das dritte Dutzend der Kinder ſeiner Familie (aus zwei Ehen) voll machte. Trotz dem gewaltig geſtiegenen Wert der Naturſchätze, beſonders des Waldes, mit dem man die holzfreſſende Preſſe füttert, und der Waſſerkräfte, wird bei ſo großem Nachwuchs gelegentlich die Ernährungsgrundlage zu ſchmal, und dann kommt es vor, daß eine Dorfſchaft die Abweſenheit des Pfarrers benützt, um durchzubrennen. Ich hörte von einem draſtiſchen Fall dieſer Art. Der Pfarrer fand bei der Rückkehr ein leeres Dorf, war aber ſeinen Schafen bald auf der Spur und eilte ihnen nach. Sie waren, angelockt durch die Arbeitslöhne, nach den Vereinigten Staaten ausgeriſſen. Dort hielt ſie der Seelenhirt zuſammen beim Glauben und der Sprache der Väter. Sie weigerten ſich, ihre Kinder in amerikaniſche Schulen zu ſchicken. Der Staat Maine wurde ſchließlich gezwungen, für dieſe Arbeiterbevölkerung, auf welche die Induſtrie nicht verzichten wollte, franzöſiſche Staatsſchulen zu errichten. Was das heißt, kann nur ermeſſen, wer den Druck der öffentlichen Meinung und der Staatsgewalt auf alles Nichtamerikaniſche aus der Nähe geſehen hat.

Als Hochburg des Engländertums gilt die Nachbarprovinz von Quebec, Ontario, mit der Bundeshauptſtadt Ottawa und der Handelsmetropole Toronto. Aber vor zwanzig Jahren ſagte man mir, Ontario ſei ſchon faſt zur Hälfte franzöſiſch. Dem Bevölkerungsdruck aus Quebec halte nichts mehr ſtand. Die anderen Kanadier machen laute Witze und ſind voll ſtillen Neides über den Kinderreichtum und die geſunde Einfachheit der habitants.

Uns aber ſagt man gern, das Schickſal der Sprachen ſei unabwendbar und unbeeinflußbar. Mir will es faſt ſcheinen, als ob der Charakter und der durch Überlieferung geſtählte Wille eines Volkes auch etwas bedeuten, daß der Verkehr, die Tech-

nik, die Wirtschaft nicht die einzigen Mächte sind, von denen Leben und Sterben einer Sprache abhangen. Darum, und weil ich an unsere Mundarten denke, schien mir, daß am Ende eine sprachpolitische Lehre auch aus Kanada zu beziehen wäre.

VI.

Deutsch und Tschechisch.

In den Neunzigerjahren saß ich einmal in Bern in einer Kostgeberei — für den Namen Pension wars kaum fein genug — und neben mir ein österreichischer Student, reizend, wie ein Weaner nur reizend sein konnte. Dann kam ein junger Mediziner aus dem Neuenburgischen herein, der sich umschaute und dann, froh, einen Bekannten zu treffen, mich mit welscher Lebhaftigkeit begrüßte. Wir wechselten ein paar Worte. Aber da verlor mein Tischgenosse seinen Reiz. Er erhob sich und fuhr mich an: „Was tun Sie da? Sie verraten unser deutsches Volk. Bern ist deutscher Boden. Hier haben Sie deutsch zu sprechen!" Und verließ das Lokal.

Was ich ihm antwortete, weiß ich kaum mehr. Vielleicht war er schon draußen, als mir das Richtige einfiel. Denn das Langsamste an den Bernern sind wohl die Gemütsbewegungen. Das gibt dann das von Conrad Ferdinand Meyer sprachlich so kühn und so anschaulich genannte „unbestürzbare Bernergesicht", das ja nicht in jedem Fall besonders intelligent auszusehen braucht. Jedenfalls wurde mir klar, daß wir einen Volksbegriff haben, der sich mit der Sprachgemeinschaft nicht deckt, und daß dieser Begriff nicht nur in unserem Bewußtsein, sondern, was viel mehr und viel besser ist, auch in unserem Unterbewußtsein steht. Was als Volk zusammengehört, das muß man im Gefühl haben. Alles andere ist Literatur.

Ich fand, mein Deutsch sei mit dem Französisch meines Freundes näher verwandt, als mit dem Ebenfallsdeutsch des Ausländers. Der Welsche und ich brauchten verschiedene Wörter für

die gleichen Begriffe, aber wir verstanden uns. Der Wiener und ich brauchten die gleichen Wörter für verschiedene Begriffe, und darum verstanden wir uns rein gar nicht.

Ich glaubte damals, glaube heute und werde bis ans Ende glauben, die einzig richtige Sprachpolitik für die Schweiz sei, mit allen staatlichen und gesellschaftlichen Mitteln dafür zu sorgen, daß die Sprachen nicht politisiert, aber umso sorgfältiger gepflegt werden. Erst als ich den Brennpunkten einer ganz andern Auffassung näher kam, verstand ich jenen Oesterreicher etwas besser, ohne darum meine Meinung im geringsten zu ändern.

Kein anderes Land zeigt die Verbundenheit der Sprache mit Politik, Staatsform, Glück und Leid eines Volkes so eindringlich, wie Böhmen. Nur in weiter geschichtlicher Schau kann man ein Urteil gewinnen über das, was dort war und ist. Der Vorreformator Hus rief einer völkischen Erhebung. Der Bruch des kaiserlichen Wortes, das ihm freies Geleite zugesagt hatte, und der Märtyrertod in Konstanz sind aus dem politischen Bewußtsein der Tschechen nicht wegzudenken. Der schwerste Schlag aber war die Schlacht am weißen Berg 1620, die Flucht des Winterkönigs, die religiöse, völkische, politische, soziale Unterdrückung, die nachher unter den Habsburgern einsetzte, nachdem die Führer des Volkes auf dem Altstätter Ring geköpft worden waren. Überall wurden die Husdenkmäler gestürzt und ersetzt durch Marien- und Nepomuksäulen, und sogar Kozi Hrádek, die tschechische Wartburg, in der Hus die Bibel übersetzt hat, wurde bis in die Fundamente hinunter ausgetilgt. Das tschechische Schrifttum wurde ausgerottet, soweit geistliche und weltliche Macht reichte, bis Grillparzer glaubte sagen zu dürfen, das Tschechische sei ein Idiom für Analphabeten, das an den Waldrändern gesprochen werde. Dann kam der zähe Aufstieg, gestützt durch den der deutschen Turnerschaft Jahns nachgebildeten Sokol und durch die Schule. Es gab kein schuleifrigeres Volk, als das des großen Erziehers Comenius. Ein Beispiel: Fabrikarbeiter ließen

ſich für das örtliche Gymnaſium bei jedem Zahltag einen Betrag abziehen.

Haßerfüllte Kämpfe gegen die deutſche Oberſchicht, in denen es immer auch um die Sprache ging, erfüllten die letzten Jahrzehnte des alten Oeſterreich. Die Tſchechen drängten auf die dreifache Monarchie hin. Sie hielten die Krone des heiligen Wenzel bereit für die Krönung Franz Joſefs auf der Burg zu Prag. Die Doppelmonarchie, eine Frucht der Politik Bismarcks, brach 1918 zuſammen, die beiden „Staatsvölker" dies- und jenſeits der Leitha gehörten zu den Beſiegten. Die Tſchechen herrſchten jetzt über die frühern deutſchen Herren ihres Landes und weit über ihr Land hinaus, mit ſtrategiſchen Sicherungen, die zu politiſchen Gefahren wurden.

Ich wohnte in beruflichem Auftrag dem Sokolfeſt von 1920 bei, das als nationale Auferſtehung in einem Meer von Farben gefeiert wurde. Die Trachtenſammlung des Kinskymuſeums ſchien vertauſendfacht lebendig auf die Straßen Prags zu ſteigen. Hunderttauſende jubelten Maſaryk zu, dem Vater des Vaterlandes.

Aber beginnen wir ſo, wie es angefangen hat, mit einem kleinen Witz der Weltgeſchichte. Kaum waren wir im Wilſonbahnhof eingefahren, ſo folgte ein Extrazug mit einem Wappen an der Stirn der Lokomotive, ein Segelſchiff mit dem Spruch « Fluctuat nec mergitur » darſtellend. Wie wir den Empfangsſaal verlaſſen wollten, kam der Gemeinderat von Paris herein, geführt von Louis Barthou, dem Einkreiſungsdiplomaten der Nachkriegszeit, und ein Herr in Zylinder und Cut begrüßte die Herrſchaften in ſchwer mißhandeltem Franzöſiſch. Da fiel ihm Barthou ins Wort: „Wollen wir nicht lieber deutſch ſprechen?" Ein Leuchten der Erlöſung ging über das tſchechiſche Geſicht. Freilich ſchien mir der Franzoſe auch das Deutſche beſſer zu reden als der andere ... Alſo zur Verſtändigung unter Leuten, die den Ring um das beſiegte Deutſchland ſchmieden, dient die deutſche Sprache ... Aber iſt es nicht traurig, daß man das

so bemerkenswert findet? Ist es nicht natürlich, daß zwei auseinanderliegende Nationen sich in der Sprache des gemeinsamen Nachbars unterhalten? Ja, eben das ist in diesen Zeiten so auffallend, daß einmal in solchen Kreisen die Sprachen natürlich statt politisch gebraucht werden.

Übrigens hat das Deutsche der französischen Diplomatie in der Zwischenkriegszeit auch sonst gelegentlich gedient. Nach einer langen und als besonders wichtig betrachteten Unterredung Herriots mit einem deutschen Staatsmann sagte der Franzose den ihn bestürmenden Presseleuten: „Die Luft ist kühl, aber es dunkelt nicht." Einem Engländer fiel es ein, Schlag auf Schlag die richtige, auch deutsche Antwort zu geben: „Ich ueiß nicht uas soll es bedeuten".

Recht bald bekamen wir in Prag die Kanten der neuen Sprachordnung zu spüren. Unmöglich, herauszufinden, an welchem Bankschalter ich mein Papier vorzuweisen hatte. Aber Dolmetscher standen in der Halle herum, fast wie im Morgenland, wenn die „Franken", oder in Afrika, wenn die „Rumi" an Land steigen (das sind die Abendländer). Aber was nützte die große Werbung für den Reiseverkehr, wenn Prag sich stellte, als ob es nur tschechisch verstände? Waren nicht die Deutschen auch damals in Wirtschaft und Finanz ein so wichtiger Teil des neuen Staates, daß man in den Banken von ihrem Dasein hätte Kenntnis nehmen können?

Eine gelinde Stimmung des Widerstandes möchte sich auslüften. Man mag auf den Turnergruß Nazdar! sogar mit Heil! antworten und damit eine kleine Schreckwirkung hervorrufen, einem Tschechen aber, der flüstert, Heil dürfe man da nicht sagen, antworten: Ich darf halt. Man kann es schließlich mit einem unartigen Konversationsstreik an der Tafel des Präsidenten der Republik versuchen, weil in den königlichen Gemächern des Hradschin gemäß republikanischem Hofzeremoniell außer dem Tschechischen nur das Französische erlaubt ist ... wiewohl das Deutsche hier Landessprache ist und der alte Herr oben am Tisch

an der Universität Wien deutsche Vorlesungen gehalten hat, aber das Französische nur in vorher sorgsam zurechtgelegten Sätzen spricht.

Das Sprachengesetz sah für Böhmen und Mähren rein tschechische, rein deutsche und gemischte Bezirke vor. „Rein" waren die Bezirke, in denen die sprachliche Mehrheit mehr als 80 vom Hundert der Bevölkerung erreichte, und dort galt amtlich nur die Sprache dieser Mehrheit. In den „gemischten" aber hatte die Minderheit ebenfalls Anspruch darauf, daß die Verwaltung ihre Sprache verstand und gebrauchte. Die Hauptstadt aber war nach der letzten Zählung unzweifelhaft „rein tschechisch". Eine gewisse schwankende Schicht mitten drin, die sich früher zu den Deutschen zählen ließ, hatte sich nun zum Tschechischen bekannt. Man sagte das besonders den Juden nach.

Diese tschechische Mehrheit schlug sich nun nicht nur auf die Amts- und Verkehrssprache, sondern auf alle öffentlich zugänglichen Gebäude und die sämtlichen Geschäftsschilder. Nur das Institut français ragte im Straßenbild aus der Flut des Tschechischen heraus. Manche Kaufleute überstrichen ihre Schilder so, daß die deutschen Worte immer noch lesbar durchschimmerten, und sie haben kaum die schlechtesten Geschäfte mit den Fremden gemacht.

Als ein uns beigegebener Journalist einmal mit der täglichen Frage kam: „Was winschen die Herren heite?", wünschte ich zu den Deutschen zu gehen, um mit ihnen über ihre Lage zu reden, und der diensteifrige Kollege riet mir, den Vorsitzenden der großdeutschen Opposition aufzusuchen. Er war Rektor der deutschen Universität und Senator.

Ausgezeichnet, denke ich, da ist doch Gewähr für eine Betrachtung der Dinge etwas oberhalb vom Zank des Tages. Die berittenen Schutzleute geben mir trotz Sprachgesetz auf deutsch den Weg an. (Hatten sie das Abzeichen des Sokolgastes bemerkt?) Im Sekretariat der Universität bittet man mich, Platz zu nehmen, bis seine Magnifizenz mich empfangen könne. Ich setzte mich auf einen unbequemen hohen hölzernen Stuhl. Der

Herr Sekretär fragt: „Weiß der Herr auch, wo er sitzt? Das ist der berühmte Thron der Universität, um den wir den Prozeß mit der tschechischen Konkurrenz verloren haben. Wir müssen ihn mit Siegel und Szepter aushändigen, und auch den Namen ‚Karl Ferdinand' sollen wir ablegen". Die Tschechen wollten den „Karl" für ihre Universität, den Namen des Gründers der ersten hohen Schule nach Pariser Vorbild im deutschen Reich. Ich erhebe mich. Zur Besetzung eines streitigen Gebietes durch eine neutrale Macht bin ich nicht hier.

Mit kräftigem Handschlag begrüßt der Herr Rektor mich, den Markomannen des Westens. Willkommen an der Ostmark! Ich deute entschuldigend auf mein Festabzeichen; ich sei als Beauftragter des „Bund" und als Gast der Regierung hier, habe aber nicht unterlassen wollen, mich nach der Lage der Sprachgenossen zu erkundigen, da man in den Meldungen aus Prag manchmal Mühe habe, die Tatsachen und die Leidenschaften zu unterscheiden.

Wie lebt die deutsche Universität? — Nun, ungenügend dotiert, aber reichsdeutsche Universitäten seien noch schlimmer dran, er wolle nicht klagen. Studenten seien vielmehr da als je. Aber für die Sprache gelte es zu kämpfen. Der deutschen Universität wie auch der deutschen technischen Hochschule in Prag sei zwar das Deutsche als ihre Amtssprache in der Verfassung gesichert. Trotzdem seien Legionäre eingedrungen um die deutschen Aufschriften durch zweisprachige zu ersetzen. Die Regierung habe dann eingegriffen. (Zum erstenmal hörte ich von der üblen innenpolitischen Tätigkeit der Legionäre.) Dann habe ein Beamter der Prager Bezirksverwaltung sich erfrecht, der deutschen Universität einen tschechischen Brief zu schreiben. Der Herr Rektor verlangte, daß sich die Regierung entschuldige und schnitt bis dahin jeden Verkehr mit dem Ministerium ab. Die unbeantworteten Briefe häuften sich auf dem Schreibtisch. Und doch wäre, sagte der Herr Rektor, vieles für das nächste Semester zu ordnen gewesen, Lehraufträge, Gehälter und anderes. Schließ-

lich gab der Unterrichtsminister nach und drückte telephonisch sein Bedauern aus. „Und nun kann ich diesen Turm von Papier abtragen. Sehn Sie, so muß man sie behandeln, die neuen Herrschaften dort oben in der königlichen Burg".

Es war klar: der Bezirksbeamte stand unter seinem Sprachgesetz, der Herr Rektor unter der Ausnahme davon, einer Ausnahme, der er einen weitern Umfang gab als die Verwaltung. — Wie geht es im Parlament zu?

„Das kann ich Ihnen an einem Beispiel zeigen. Als ich in der Obmännerkonferenz des Senates sprach, wurde meine Rede ins Tschechische übersetzt. Wenn ein Tscheche sprach, wurde nichts übersetzt! So behandelt man uns." Man nimmt also amtlich an, die Minderheiten verstehen die Sprache der Mehrheit, die Mehrheit aber nicht die der Minderheiten. Das wäre folgerichtig; im Leben aber war es gerade umgekehrt. „Ich verstehe kein Wort tschechisch und will auch keins verstehen" erklärte der Herr Senator, Obmann der großdeutschen Opposition, in ehrlicher Verachtung. — Ist es nicht ein Nachteil im Kampf um die Lebensrechte der Deutschen, wenn sie den Gegner nicht verstehen, während die politisch führenden Tschechen durchswegs zweisprachig zu sein scheinen? — Das möge wohl stimmen, räumte der Herr Rektor ein, und er habe auch nichts dagegen, daß die deutsche Jugend nun beginne, tschechisch zu lernen.

Schließlich wünschte auch der Herr Rektor einige Fragen zu stellen. „Was sagen Sie zu den Ereignissen der letzten Nacht? Schreiben Sie bitte, daß es hier wandernde Wahllegionen gibt, die helfen, die Deutschen politisch niederzuhalten". Das wurde von tschechischer Seite heftig bestritten; aber es scheint doch festzustehen, daß Truppen dort, wo sie zufällig standen, das Gemeindestimmrecht ausübten, ohne selber mit den Geschicken des Ortes verbunden zu sein, und das geht gegen schweizerische Übung. Namentlich waren die Legionäre, besonders die aus Rußland zurückgekehrten Frontkämpfer gewiß nicht die Träger des innern Friedens in der neuen Republik! — „Was sagen Sie zu einem

Lande, wo deutsche Menschen nicht einmal deutsche Lieder singen dürfen?" Ich gestand, daß ich nur die deutsche Presse gelesen und ihr entnommen habe, letzte Nacht seien die Leute von Iglau in Mähren von ihrer Sonnwendfeier zurückkehrend um Mitternacht vor die Kaserne der Legionäre gezogen und hätten dort die „Wacht am Rhein" gesungen. (Ich war 1909 selber an einer solchen deutschvölkischen Feier in Niederösterreich. Es war nichts als eine Kundgebung des Anschlußwillens!) War dieses Lied dort am Platz? — „Na gewiß kann man fragen, ob es vorsichtig war, es zu singen; aber für uns fragt es sich nur, ob wir das Recht haben, deutsche Lieder zu singen". — Es gab dann eine Schießerei. — „Sehn Sie, da haben Sie's! Kaum singt man in diesem Land der Freiheit deutsche Lieder, gleich wird geschossen." — Ja, aber ich habe gelesen, nachher seien die beiden Mann auf Wache tot am Boden gefunden worden, während kein Deutscher liegen geblieben sei. — „Sie werden doch nicht annehmen, wir hätten geschossen? Wir haben ja keine Waffen." Der Herr Rektor schien geneigt, anzunehmen, die Kerls hätten auf Wache geschlafen, seien dann aufgeschreckt und hätten sich in der Verwirrung gegenseitig ums Leben gebracht.

Etwas verwirrt war ich nun selber. Und ich hatte das Gefühl eines unausgesprochenen Vorwurfs, des Vorwurfs, mit dem Zwingli aus Marburg zurückgekommen ist: „Ihr habt einen andern Geist als wir."

Lang nach dem Sokolfest machte ich die Bekanntschaft eines führenden Deutschböhmen, mit dem zu sprechen vergleichsweise eine Wohltat war. Er war in die Schweiz gekommen, um die Lage unserer „Minderheiten" kennen zu lernen, und nun wollte er seine Bewunderung und Begeisterung für die schweizerische Ordnung ausdrücken. Hatten nicht die Gründer der Tschechoslowakei eine neue, ja eine bessere Schweiz versprochen? Nun konnte er vergleichen. Über die alte Führung der Großdeutschen urteilte er vernichtend. Jetzt heiße es nicht die Politik des Hochmutes, sondern die des notleidenden Volkes treiben. Die Wirt-

schaftskrise lag erdrückend auf dem industriellen Sudetenland. Die von Legionären durchsetzte untere Verwaltung aber verstünde es, sagte er, die vom Staat ausgeschütteten Gelder zur Arbeitsbeschaffung den Deutschen vorzuenthalten. Soll man das einem Parteimann gleich glauben? Gewiß nicht. Aber knapp vor dem Zusammenbruch hatte ich Gelegenheit, darüber in Prag mit tschechischen Herren zu sprechen, und sie antworteten, es sei wahr, die Legionäre hätten viel geschadet, leider habe der Mann recht. Leider habe man ihn schlecht behandelt, — weder Masaryk noch Benesch hätten ihn jemals empfangen wollen, und nun bäte man ihn schon kniefällig um eine Besprechung. „Jetzt wird er wohl", hörte ich in Prag, „fast wie eine Fahne seiner Bewegung vorangetragen, vielleicht dorthin, wo er ursprünglich nicht gehen wollte". Sein Name, sein Bild standen damals in der Weltpresse. Seither ist es stiller geworden um ihn: um Konrad Henlein, den Turnlehrer.

„Die Welt ist rund", hatte der Herr Rektor auf meine Frage geantwortet, wie man sich die weitere Entwicklung vorstelle. Er hat nicht mehr erleben sollen, wie sie sich nun gedreht hat.

* * *

Ehe wir vom Lande des tragischen Völker- und Sprachenschicksals Abschied nehmen, noch eine heitere Erinnerung vom großen Sokolfest. In unserer Gesellschaft war ein Welscher, der wie alle Franzosen fremde Namen auf französische Art auszusprechen pflegte. Er redete gern und mit Bewunderung vom berühmtesten Volkshelden dieses Landes, beklagte sich aber über die Unbeweglichkeit des tschechischen Gemütes. Noch nie habe er einen Widerhall geweckt. Man könnte glauben, der große Mann sei ganz vergessen. Und doch sehe man den Becher, das Kampfzeichen der hussitischen Calixtiner, sogar auf Pfadfinderwimpeln. Kein Mensch erriet eben, daß er von Johann Hus sprechen wollte, wenn er immer nur « Jean Ues » sagte. — Als alter Weltumsegler gab er mir einen freundschaftlichen Rat, wie man

ſich in unbekannten Sprachen zurechtfinden könne. Il faut savoir combiner, ſagte er. Es war auf einem Moldaudampfer. Linkerhand hoch oben im Flußknie eine alte Burg mit dem Spruchband « Volte Beneše ». „Sehn Sie dort! Ich verſtehe kein Tſchechiſch. Aber ich kombiniere. Volt iſt eine techniſche Bezeichnung aus der Elektrizität. Und ſo erkenne ich, daß dort oben ein Elektrizitätswerk ſteht". Ich meinte, bei uns ſtelle man die Elektrizitätswerke in die Tiefe, auch ſeien mir in Prag Maueranſchläge begegnet mit den gleichen Worten; da nun aber eben Wahlen ſtattgefunden, hätte ich kombiniert, es bedeute „ſtimmt für Beneſch", oder für ſeine Partei, die ſich zuerſt in der Geſchichte „nationalſozialiſtiſch" genannt hat. « C'est quand-même curieux », fand der freundliche Reiſegefährte.

Als wir nachmittags nach Prag zurückdampften und wieder ans Flußknie kamen, ſagte er mir: „Sie erinnern ſich, als wir am Morgen hinauffuhren, ſtand links oben auf einem Berge ein Elektrizitätswerk. Und jetzt iſt rechts auch eins, ganz ähnlich. Drôle de pays.

VII.

Im Dienſt des Geiſtes.

Ein Blick auf die Schickſale der Sprachen lehrt uns eines: je höher das Ziel, dem eine Sprache dient, umſo höher entwickelt ſie ſich. Es gibt keine geſunde Kunſt nur um der Kunſt, und erſt recht keine Sprache nur um der Sprache willen.

Wohl iſt etwas vom Köſtlichſten jeder Sprache das Unüberſetzbare. Es gibt im Deutſchen allerlei Werte, die ſich jedem Nützlichkeitsmeſſer entziehen. Die Sprache hat ſo etwas wie Gefühl, und Wortgewandtheit reicht niemals aus, um ſie zu beherrſchen. Man muß zuerſt ſelber ein Herz für ſie haben. So widerſprüchlich es ſcheint, gerade in der Sprache liegt Unausſprechliches, das nur von Begnadeten aus der Tiefe geholt werden kann. Nicht umſonſt nennt man das „ſchöpfen". Es gibt eine Sprachkultur, die den Sinn für das Schöpferiſche wachhält. Wer zur deutſchen Sprache gehört, zur Schrift- wie zur Mundart, der hat in ihr ein edles Erbe zu wahren. Die Schule beſitzt kaum ein wirkſameres Mittel, um ſittlich zu erziehen, als einen ſtraffen Unterricht in der Mutterſprache. Hier läßt ſich das ſchluddrige Ungefähr des Denkens bekämpfen durch den Zwang zum richtigen, zum ehrlichen Wort. Hier laſſen ſich Mätzchen der Eitelkeit und fadenſcheinige Phraſen ausmerzen und damit die üblen Triebe zurückſchneiden, die immer wieder zur Sprachentartung führen.

Ein Verein für deutſche Sprache hat in der Schweiz einen beſonders guten Sinn. Wir müſſen die Sprache freihalten von allem, was nicht ihrer Art, von allem auch, was nicht unſerer Volksart entſpricht, rein auch von einer Sprachpolitik, die

unſere Sprache zur Dienerin der Politik ſchlechtweg machen möchte. Wir müſſen uns dagegen ſtemmen, daß Forderungen aus der Sprachgemeinſchaft abgeleitet werden, die keinen Grund in der geſchichtlichen und politiſchen Wirklichkeit unſeres Landes haben.

Wir lieben unſere Sprache, weil wir in ihr denken, ja fühlen lernten, weil ſovieles in ihr mit Gemüt geladen iſt, weil etwas in ihr uns wie eine Heimat umfaßt, weil ſie das lebendige Weiterwirken all deſſen iſt, was unſere Vorfahren erlebt und erlitten, gedacht, beobachtet, empfunden und gejubelt haben.

Und doch, noch einmal: es gibt keine Sprache nur um der Sprache willen. Auch die Sprache, wie der Menſch, wächſt mit ihren höhern Zwecken. Nicht die Schriftgelehrten, ſondern die Propheten, und gewiß mehr die Philoſophen als die Philologen ſind die königlichen Baumeiſter der Kulturſprachen. Von der deutſchen Bibelüberſetzung Luthers, von der tſchechiſchen Huſſens kam der Aufſchwung der Volks- zur Kulturſprache. Die engliſche Bibel iſt die Unterlage nicht nur für die Sprache Shakeſpeares, ſondern auch für « the King's English » von heute. Dante führte die Volksſprache ſeines Landes durch das faſt Unmögliche, das er von ihr in der Divina Commedia verlangte, auf die Rangſtufe des Latein. Und ſo ſind das Franzöſiſche, das Spaniſche geworden, was ſie ſind, nicht durch eine Inzucht der Formen, ſondern durch große Geiſter, die ein erſt noch ungefüges Werkzeug in den Dienſt führender Gedanken zwangen, es ſchliffen und geſchmeidig machten wie eine Toledoklinge.

Und weil nun in verſchiedenen Sprachen das Gleiche angeſtrebt wurde, ſo iſt auch über allen beſondern Sprachkulturen ein großes gemeinſames Gut der weißen Menſchheit entſtanden, das kein Krieg vernichten ſollte. Mag jedes Volk in ſeiner eigenen Zunge nach beſonderer Art das klaſſiſche und das chriſtliche Erbe verwalten, es iſt in der Hauptſache doch immer noch eine ungeteilte Erbſchaft.

Möge unſer liebes Deutſch jederzeit bereit und fähig ſein, Gedanken und Hoffnungen der Menſchheit voranzutragen, ſich ſelber damit neu zu ſtärken und vorab die Deutſchſprechenden innerlich zu bereichern, und möge das Schweizervolk wie bisher im Nehmen und Geben teilhaben an der Mehrung des gemeinſamen Sprachgutes!

Dazu bedarf es aber eines wachen Sinnes für die Werte, die wir in Mundart und Schriftdeutſch zu bewahren haben, und für die Gefahren, die dieſen Werten heute drohen. Hier iſt der beſcheidene Kärrnerdienſt der Sprachpflege am Platz, zu dem wir alle berufen ſind.